

Daniel Frank

Orientierung am Ähnlichen

Ethisches Navigieren mithilfe von Analogien

ABSTRACTS

Der Beitrag entwickelt die These, dass Ethik nicht nur Orientierung bietet, sondern selbst eine Praxis des Orientierens ist. Dies zeigt sich exemplarisch an der zentralen Rolle, die Analogieargumente in der ethischen Argumentation spielen. Anders als deduktive Schlüsse sind Analogieargumente erweiternd, aber anfechtbar: Sie eröffnen neue Einsichten, ohne sie notwendig zu erzwingen. Ihr Erkenntnisstatus ist damit dem der Orientierung verwandt – vorläufig, situationsabhängig und von geteilten Überzeugungssystemen getragen.

Ausgehend von Werner Stegmaiers Theorie der Orientierung und Sybille Krämers Kartenmetapher wird die strukturelle Ähnlichkeit als Grundfigur ethischer Urteilsbildung rekonstruiert. Anhand des Rechts, insbesondere der Präzedenzfallpraxis des *Common Law*, wird gezeigt, wie analoge Argumentation eine institutionalisierte Form situativer Rationalität ausbildet. In der Ethik selbst wird diese Rationalität durch die Debatten um Analogieargumente zwischen Bruce Waller, Trudy Govier und Georg Spielthener sichtbar: Während Waller Analogieargumente auf deduktive Strukturen zurückführt, betont Govier ihren eigenständigen Status, und Spielthener verschiebt die Begründungslast auf die Prämisse der „ethischen Äquivalenz“.

Die anschließende Analyse der Kasuistik zeigt, wie Analogieargumente in praktischen Kontexten – etwa der Medizinethik – zu Werkzeugen moralischer Urteilsbildung werden. In drei Phasen (Feststellung von Ähnlichkeit, explanatorische Begründung, Abwägung) verbindet die kasuistische

Argumentation Fallorientierung mit normativer Reflexion. Dabei treten Prinzipien nicht als deduktive Ausgangspunkte, sondern als explanatorische Bezugspunkte auf.

Auf der Ebene der Bewertung wird argumentiert, dass die Stärke eines Analogiearguments sich nicht aus formaler Struktur, sondern aus seiner Integration in bestehende Überzeugungsnetzwerke ergibt. Analogieargumente sind daher keine Beweise, sondern Instrumente diskursiver Orientierung. Ethik erscheint so als fortgesetzte Praxis des Sich-Zurechtfindens im moralischen Gelände – unter Bedingungen der Ungewissheit, aber mit dem Anspruch, plausible und geteilte Maßstäbe des Guten zu entwickeln.

Orientation on the similar. Analogies for ethical wayfinding

This article argues that ethics is not just a means for orientation but is itself a practice of orientation. A foundational example of this claim is the role of analogies in ethical reasoning. In contrast to deductive conclusions, analogical arguments expand our perspectives and thinking, while keeping them open for questioning. They allow for new insights to emerge without dictating or pre-determining them. Thus, this form of learning and knowing resembles the practice of orientation – it is temporary, situational and guided by shared value systems.

Werner Stegmaier's philosophy of orientation and Sybille Krämer's metaphor of the map serve as a blueprint for reconfiguring the structural similarities for navigating ethical reasoning. The legal system, in particular the precedent in Common Law, serves as an example as to how analogical argumentation is applied by institutions to construct situational rationality. This rationality is also exemplified within ethics in debates on analogical reasoning between Bruce Waller, Trudy Govier and Georg Spielthener: While Waller sees analogical arguments as results of deductive structures, Govier argues for their independent stature and Spielthener locates their justification in the premise of "ethical equivalence".

Following on, an analysis of casuistry demonstrates how analogical arguments become tools for moral judgement in real-life contexts, such as in medical ethics. Casuistic argumentation combines case-by-case application with normative reflection in three phases (identification of similarities, explanatory justification, evaluation). Rather than functioning as deductive starting points, these principles serve as explanatory reference points.

From an evaluatory viewpoint, the particular strength of analogical arguments is not their formal structure but rather their integrability in existing constructs of beliefs. Therefore, analogical arguments are not facts of evidence—they are instruments of discursive orientation. Thus, ethics are a continuous practice of orienting and navigating through uncertainty in moral landscapes to find plausible and shared paths towards “the good”.

| KEY WORDS

Analogieargumente; Argumentationstheorie; Gedankenexperimente; Präzedenzfälle; Kasuistik

analogical argumentation; theory of argumentation; thought experiments; precedents; casuistry

| BIOGRAPHY

Dr. **Daniel Frank** studierte Philosophie sowie anschließend Biologie und war mehrere Jahre am Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS) in Karlsruhe tätig. Seit 2018 forscht und lehrt er als Mitarbeiter am Lehrstuhl für Ethik, Theorie und Geschichte der Biowissenschaften an der Universität Tübingen.

ORCID  0000-0003-3477-332X

E-Mail: daniel.frank(at)uni-tuebingen.de

1 Orientierung und Karte: von der geographischen zur epistemischen Deutung

Orientierung gehört zu jenen Begriffen, deren metaphorische Kraft uns erst dann bewusst wird, wenn wir über ihre alltägliche Verwendung nachdenken. Wir sprechen selbstverständlich davon, „uns zu orientieren“ – im Gelände, im Leben, im Denken –, ohne dabei zu bedenken, dass der Begriff ursprünglich aus der Navigation stammt. In seiner *Philosophie der Orientierung* hat Werner Stegmaier – insbesondere in Auseinandersetzung mit Nietzsche und Luhmann – den Versuch unternommen, diesen alltäglichen Begriff philosophisch zu präzisieren und als „Letzt- und Grundbegriff“ der Philosophie zu etablieren (Stegmaier 2008, XV).¹ Seine historisch-etymologische Rekonstruktion zeigt, dass Orientierung ursprünglich im Wortsinn geographisch zu verstehen war: Sie bezog sich auf den Osten, den *oriens*, auf den Ort des Sonnenaufgangs (vgl. Stegmaier 2008, 48–50). Karten wurden „orientiert“, indem man sie so drehte, dass sie mit der Realität übereinstimmten.

„Orientierung im engeren Sinn des Wortes heißt also: auf einem Plan und dann, mittels des Plans, in der Realität sich dadurch zurechtfinden, daß man ihn nach ihr ausrichtet: ihn so dreht, daß der kartographische Norden mit dem geographischen übereinstimmt“ (Sommer 2002, 249; Hervorheb. im Orig.).

¹ Ich beziehe mich im Folgenden ausschließlich auf Stegmeiers hin-führende Auseinandersetzung mit dem Begriff der Orientierung, nicht auf seine späteren Ausführungen zur moralischen und ethischen Orientierung. Stegmaier entwickelt in den Kapiteln 15 und 16 seines Buches eine eigenständige Konzeption moralischer und ethischer Orientierung, in der Moral als soziale Selbstbindung durch Nötigungen und Erwartungen, Ethik hingegen als reflexive Distanzierung der eigenen Moral im Angesicht anderer Moralen verstanden wird. Mein Interesse gilt hier jedoch der Rolle von Ähnlichkeit in ethischen Analogieargumenten, weshalb dieser Beitrag eine andere Fragestellung verfolgt als Stegmaiers moralphilosophische Ausarbeitung.

Im 18. Jahrhundert erfuhr der Begriff eine Bedeutungsverschiebung, als er – vermittelt über Immanuel Kant – eine erkenntnistheoretische Dimension gewann. In seiner Schrift *Was heißt: sich im Denken orientieren?* (Kant 2017 [1786]) argumentiert Kant, dass selbst „reine Verstandesbegriffe bildliche Vorstellungen“ benötigen, um „zum Erfahrungsgebrauch tauglich“ zu werden (Stegmaier 2008, 61). Orientierung wurde damit zur Denkfigur: Sie bezeichnete die Fähigkeit, sich im Raum von Überzeugungen, Meinungen und Möglichkeiten zurechtzufinden, ohne die Erwartung, absolute Gewissheit zu erlangen. Was ursprünglich eine praktische Leistung des Körpers war – das Ausrichten einer Karte im Gelände –, wurde so zur epistemischen Haltung: zum Vermögen, sich im Ungewissen zu bewegen, ohne den Anspruch auf Letztbegründung.

Stegmaier greift diesen Gedanken auf und formuliert Orientierung als eine spezifische Weise des Wissens unter Unsicherheit, die immer situativ und zugleich praxisbezogen ist. Orientierung ist für ihn die Leistung,

„sich in einer Situation zurechtzufinden, um Handlungsmöglichkeiten auszumachen, durch die sich die Situation beherrschen lässt“ (Stegmaier 2008, 2, Hervorheb. im Orig.). Sie hat, anders als Wissen im strengen Sinn, stets einen provisorischen Charakter – Umstände können sich ändern, Fähigkeiten versagen (vgl. Stegmaier 2008, 2). Orientierung ist also kein Zustand, sondern ein Prozess, ein ständiges Neu-Ausrichten. Sie geschieht nicht im Modus des Beweisens, sondern im Modus des Probierens, des heuristischen Abwägens.

Ein Modell für das Denken unter Bedingungen der Kontingenz

Stegmaier fasst diesen epistemischen Status mit dem Begriff der Plausibilität. Orientierung operiert, so schreibt er, mit dem, „[w]as unmittelbar und vorläufig gewiss ist“ (Stegmaier 2008, 15). Plausibilitäten ersetzen Wahrheiten, nicht im Sinne von Beliebigkeit, sondern im Sinn einer pragmatischen Genügsamkeit: Sie sind ausreichend, um handeln zu können, auch wenn sie jederzeit revidierbar bleiben (vgl. Stegmaier 2008, 14).

Damit wird Orientierung zu einem epistemischen Modell für das Denken unter Bedingungen der Kontingenz. Sie hat ihren Ort zwischen Wissen und Glauben, zwischen Gewissheit und Skepsis. Wer Orientierung sucht, tut dies immer in einer bestimmten Hinsicht. Man ist nie in allen Belangen vollständig orientierungslos, sondern immer nur temporär und lokal. So kann man sich immer auf die Orientierung in den Bereichen stützen, in denen man sie noch hat, um seine zeitweise Orientierungslosigkeit in bestimmten Fragen zu überwinden (vgl. Stegmaier 2008, 3). Orientierung ist nicht das Gegenteil von Orientierungslosigkeit, sondern deren Bewältigung: „Den Mangel an Orientierung, den man in einer Situation erfährt, sucht man zunächst mit Hilfe der Orientierung auszugleichen, die man weiterhin hat“ (Stegmaier 2008, 3).

1.1 Orientierung mittels Karten

Im Folgenden möchte ich zeigen, dass dieser epistemisch bescheidene Orientierungsbegriff auch auf die Ethik zutrifft. In der Ethik (wie im Rechtswesen) spielen Analogieargumente eine große Rolle. Diese beziehen sich maßgeblich auf Fälle, denen wiederum etwas Situatives zu eigen ist. Außerdem sind Analogieargumente zwar nicht zwingend, aber in der unklaren Situation können sie uns hinreichend orientieren, um praktisch handeln zu können. Der epistemisch bescheidene Status von Analogie-

² Was an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann, ist, wie Krämer die Verwendungsweise von Orientierungskarten in Analogie setzt zum diagrammatischen Erkenntnisprozess im Allgemeinen und dies exemplarisch an Platons Liniengleichnis erläutert (vgl. Krämer, 2012).

³ Selbst für eine Karte im Maßstab 1:1, wie sie als Denkfigur in der Literatur mehrfach auftaucht, wäre eine exakte, naturalistische Abbildung der Welt unmöglich. Am prominentesten findet sich der Gedanke bei Jorge Luis Borges (1970). Schon allein durch die Überführung einer dreidimensionalen Welt in eine zweidimensionale Kartenform sind Verzerrungen unumgänglich. Ein aktuelles Beispiel ist die Standard-Weltkarte, die in der Mercatorprojektion die Fläche zu den Polen hin zunehmend verzerrt und größer scheinen lässt, als sie tatsächlich sind. In der gegenwärtigen Diskussion ist besonders, dass dadurch die Größe des globalen Nordens im Vergleich zum afrikanischen Kontinent überdimensioniert erscheint (vgl. Munzinger 2025). Kurzum: Karten zeigen perspektivische Projektion statt Abbildung. Sie sind längentreu, flächentreu, winkeltreu aber niemals „rundum treu“ (Stegmaier 2008, 53).

argumenten hängt wiederum mit dem epistemisch schwierigen Ähnlichkeitsbegriff eng zusammen, wie ich im nächsten Abschnitt skizzieren werde.

Doch bleiben wir zunächst beim ursprünglichen Verwendungszusammenhang, der Orientierung im Raum. Wer sich auf unbekanntem Terrain befindet und nach Orientierung sucht, findet Hilfe häufig in Form von Land- oder Wanderkarten, von Stadt- oder Gebäudeplänen. Orientierung bedeutet dabei zunächst, sich und die eigene Position auf der Karte erst zu verorten.

Allerdings zeigt sich bereits beim ersten Schritt, dem der Selbstverortung, inwiefern die räumliche Orientierung auf Ähnlichkeit fußt. Sybille Krämer stellt treffend fest:

„Es ist diese Möglichkeit einer erfolgreichen Transformation der Lokalisierung >im Feld< in diejenige auf >der Karte<, die deutlich macht, dass hier eine Homogenität am Werk sein muss, dass ein Passungsverhältnis zwischen Territorium und Karte vorauszusetzen ist“ (Krämer 2012, 158).

Damit wendet sich Krämer gegen eine Verabsolutierung des dominanten „opaken Narrativs“, welches einseitig die pragmatische Dimension und den Werkzeugcharakter von Karten hervorhebt und deren Abbildcharakter geradezu negiert. Sie zeigt, wie Karten ihren Zweck letztlich gerade aufgrund ihres Abbildcharakters erfüllen können und sucht so ‚Ähnlichkeit‘ als Charakteristikum operativer Bildlichkeit zu rehabilitieren.²

Doch, so führt Krämer genauer aus, handelt es sich bei einer Karte nicht um eine exakte Abbildung, sondern nur um eine Ähnlichkeit zwischen Karte und Territorium. Karten funktionieren, weil sie strukturell ähnlich sind, nicht weil sie identisch wären. Ihre Ähnlichkeit ist eine Relation funktionaler Ähnlichkeit, nicht der Gleichheit.³

„Zu betonen bleibt allerdings bei der Verwendung von Begriffen wie >Repräsentation< und >Korrespondenz<, dass die >Ähnlichkeit< zwischen Karte und Territorium nicht auf dem mimetischen Abbildcharakter der Karte beruht, sondern eine transnaturale, eine strukturelle Ähnlichkeit ist; sie findet ihr Kriterium allein im Gelingen einer Orientierungshandlung, die mit Hilfe der Karte zu vollziehen ist“ (Krämer 2018, 21; Hervorheb. im Orig.).

Während Orientierungskarten also nicht völlig ohne eine Art der Abbildung auskommen können, darf diese nicht als mimetische Abbildung auf-

gefasst werden, sondern besteht lediglich in einer strukturellen Ähnlichkeit. Und selbst beim noch abstrakteren Netzplan des öffentlichen Nahverkehrs bleibt eine gewisse Ähnlichkeit erhalten.⁴ Die Linienpläne geben die räumlichen Distanzen nicht mehr maßstabsgetreu wieder, sondern abstrahieren zugunsten einer topologisch-funktionalen Darstellung. Die Ähnlichkeit liegt hier nicht mehr in der Geometrie des Raumes, sondern in der Struktur der Verbindungen. Im Unterschied zu einer Wanderkarte etwa, werden die Distanzen nicht getreu wiedergegeben. Stattdessen besteht die Ähnlichkeit in der sequenziellen Abfolge der Stationen, d. h. in der Verbindungstopologie der Übergänge und Knotenpunkte. An diesem Kartentypus wird noch deutlicher, dass auf Orientierungskarten im Allgemeinen nicht das Terrain selbst abgebildet wird, sondern ein Wissen, das wir über es haben (vgl. Krämer 2012, 162).⁵

Nicht das Terrain, sondern Wissen wird abgebildet.

Diese Beispiele illustrieren, dass Orientierung stets auf funktional-struktureller Ähnlichkeit, nicht auf partieller Gleichheit beruht – genau diese Struktur findet sich in Analogieargumenten wieder. Wie Karten beruhen auch Analogien in Ethik und Recht auf solchen Ähnlichkeitsrelationen.

1.2 Ähnlichkeit: philosophische Skepsis und pragmatische Notwendigkeit

Wer von Orientierung spricht, kommt also sehr schnell auf den Begriff der Ähnlichkeit: Karten funktionieren, weil sie dem Terrain in bestimmten, für die Navigation relevanten Strukturen ähneln; Analogien stiften Orientierung, weil sie Ähnlichkeiten zwischen Fällen hervorheben. Trotz dieser alltagspraktischen Unmittelbarkeit ist der Begriff der Ähnlichkeit in der Philosophie jedoch seit langem umstritten und theoretisch schwierig zu fassen.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts lieferte Fritz Mauthner eine sprachkritische Analyse der Ähnlichkeit, die der späteren erkenntnistheoretischen Skepsis in zentralen Punkten vorgreift. Mauthner stellt fest, „daß also erst die Lücken unserer Vorstellungen, die Fehler unserer Sinneswerkzeuge unsere Sprache gebildet haben“ (Mauthner 1921, 436). Demnach fassen wir Ähnliches zusammen, weil wir Details vergessen, Individuelles ausblenden und so, durch das Zusammenziehen teils natürlicher, teils kontingenter Ähnlichkeiten, unsere Begriffe formen. Ähnlichkeit ist nach Mauthner damit einerseits epistemisch unvermeidlich,

⁴ Als Erfinder der heute üblichen Darstellungsform gilt Harry Beck, der Anfang der 1930er Jahre als technischer Zeichner bei den Londoner Verkehrsbetrieben beschäftigt war (vgl. Hadlaw 2003) und sich vermutlich an elektrischen Schaltplänen als Vorbild für seine Schematisierung orientiert hat.

⁵ Dies ist nicht voraussetzungslos. Vielmehr muss Einiges an Wissen investiert werden, um die Codierung einer solchen Karte zu verstehen und sie als Orientierungskarte nutzen zu können. Wie ist die Karte auszurichten, um sie mit dem Terrain in Deckung zu bringen? Auch Maßstabsangaben, Legenden oder Höhenlinien muss man erst als solche erkennen und „lesen“ können.

weil sie Begriffsbildung und damit Sprechen, wie auch Denken überhaupt, erst ermöglicht. Andererseits sind Ähnlichkeiten aber epistemisch prekär, da sie Mauthner zufolge daraus resultieren, dass unsere Gehirne nicht mit derselben Präzision arbeiten, wie die von uns hergestellten, wissenschaftlichen Instrumente. Wäre dem so, dann könnten wir vermutlich stets nur unvergleichliche Einzeldinge mit ihren je individuellen Unterschieden erfassen (vgl. Mauthner 1921, 434–436).

Ähnlichkeit zwischen Notwendigkeit und Unzuverlässigkeit

In dieser Spannung zwischen Notwendigkeit und Unzuverlässigkeit antizipiert Mauthner die spätere systematische Kritik am Ähnlichkeitsbegriff bei Willard v. O. Quine und Nelson Goodman. Auch Quine betonte, wie fundamental das Gefühl von Ähnlichkeit für Denken und Sprache ist, weist zugleich aber darauf hin, dass das Begriffsinstrument „Ähnlichkeit“ sich philosophisch kaum in klaren, theoriegerechten Begriffen fassen lässt (vgl. Quine 1969, 114–138). Nelson Goodman hat die Problematik pointiert: In seiner berühmten Kritik an der theoretischen Tragfähigkeit von Ähnlichkeit zeigt er, dass „Ähnlichsein“ kein einheitliches Prädikat ist, sondern je nach Kontext sehr unterschiedlich ausgefüllt wird; der Verweis auf „Ähnlichkeit“ erklärt oft nichts, weil er nur andeutet, welche Eigenschaften man gerade hervorhebt, ohne selbst ein stabiles Kriterium zu liefern (vgl. Goodman 1972). Beide Diagnosen lauten in kurzem: Ähnlichkeit ist relational, kontextabhängig und schwer objektivierbar.

Diese Skepsis markiert zugleich den Ausgangspunkt jüngerer kulturtheoretischer Rehabilitationen des Ähnlichkeitsdenkens. Dorothee Kimmich und Anil Bhatti (2021) weisen darauf hin, dass diese Skepsis historisch bedingt ist: Im 20. Jahrhundert gewann die Betonung von Differenz und strenger Begriffsbestimmung an Gewicht, wodurch ein Denken in fließenden Abstufungen – wie das der Ähnlichkeit – in Ungnade fiel. Dennoch, so Kimmich, blieb Ähnlichkeit als erkenntnisleitende Idee und als praktische Orientierungspraxis weiter wirksam und wanderte häufiger in empirische Disziplinen (wie Psychologie, Kognitionswissenschaft), wo man vage, graduelle Relationen methodisch fruchtbar machte.

Daraus ergeben sich zwei wichtige Einsichten für unseren Orientierungsbegriff: Erstens ist Ähnlichkeit kein philosophisch neutraler Relations-term; sie benötigt immer einen Beurteilenden – jemanden oder etwas (ein epistemisches System, eine Theorie, einen praktischen Zweck), der oder das festlegt, welche Merkmale relevant sind.⁶ Zweitens ist Ähn-

⁶ So konstatiert Thomas Buchheim mit Blick auf Max Schelers Wertethik, „daß der Begriff der Ähnlichkeit auch in seiner zunächst angenommenen objektiven Bedeutung in Wirklichkeit durch und durch ein subjektiver Orientierungsbegriff ist“ (Buchheim, 1997, S. 246, Hervorheb. i. Orig.)

lichkeit graduell und reich an Grenzfragen; kleine Änderungen können kumulativ die Einstufung von „noch ähnlich“ zu „nicht mehr ähnlich“ verschieben. „Ähnelt“ ist kein Prädikat, sondern ein Platzhalter, der je nach Kontext unterschiedlich ausgefüllt werden muss. Für jeden einzelnen Fall muss neu festgestellt werden, wodurch sich „Ist ähnlich wie“ ersetzen lässt.

„Furthermore, comparative judgments of similarity often require not merely selection of relevant properties but a weight of their relative importance, and variation in both relevance and importance can be rapid and enormous“ (Goodman 1972, 445).

Entscheidend ist eine funktionale Entsprechung der relevanten Relationen.

Diese philosophische Skepsis relativiert aber nicht die pragmatische Unersetzlichkeit der Ähnlichkeit für Orientierung. Genau umgekehrt: Sie macht deutlich, dass Ähnlichkeitsurteile nie automatisch, sondern immer interpretativ und zweckgebunden sind. Das korrespondiert mit Krämers Unterscheidung von oberflächlicher und struktureller Ähnlichkeit: Entscheidend ist nicht eine optische oder zufällige Übereinstimmung, sondern eine funktionale Entsprechung der relevanten Relationen — eine Relation, die erst im Hinblick auf konkrete Zwecke und Handlungen sichtbar wird.

Im Folgenden werde ich mich auf Ähnlichkeiten und ihre Rolle in Analogien konzentrieren, wie sie für die Ethik bedeutsam sind.

2 Analogien in Recht und Ethik

Zunächst gilt es eine gängige Unterscheidung einzuführen, nach der sich drei Formen von Analogien unterscheiden lassen: induktive, deduktive und figurative Analogien (vgl. Waller 2001). Nur die ersten beiden besitzen argumentativen Charakter und erheben einen begründenden Anspruch. Figurative Analogien hingegen entfalten ihre ethische Relevanz insbesondere in Gleichnissen.

Gleichnisse haben eine lange und heterogene Tradition in Philosophie, Literatur und Theologie. Von Platons eschatologischen Mythen über mittelalterliche und frühneuzeitliche Parabeln bis hin zu Nietzsches apho-

ristischen Figuren dienen sie als Lehrformen uneigentlichen, bildhaften Sprechens. Ethische Wirkung entfalten sie weniger dort, wo Ethik als Reflexionsdisziplin der Moral aufgefasst wird, d. h. als rationales Geben und Verlangen von Gründen. Sie kommen eher da zum Tragen, wo Ethik vom Ethos her gedacht wird und nach dem gelingenden Leben und einer verantwortlichen Lebensführung fragt.⁷

Erprobung und Bildung von Maximen durch Gleichnisse

Während Analogieargumente in Ethik und Recht der Plausibilisierung von Urteilen unter Unsicherheit und der Orientierung im Diskurs dienen – worauf ich im nächsten Abschnitt näher eingehen werde –, wirken Analogien in Gleichnissen anders, wie beispielsweise in Bezug auf biblische Gleichnisse deutlich wird: Im *locus classicus* zur Gleichnisexegese betont Adolf Jülicher, Gleichnisse seien gerade keine uneigentliche Rede, sondern vermittelten einen konkreten Gedanken, indem ein *tertium comparationis* Ähnlichkeit zwischen einem Bildbereich und einem Sachbereich herstellt, wobei ersterer zur Orientierung im letzteren dient (vgl. Jülicher 1910, 80). Daran anknüpfend hebt Kurt Erlemann in neueren Arbeiten hervor, dass Gleichnisse eine „Ähnlichkeiten zwischen Alltagswelt und der Welt Gottes“ (Erlemann 2020, 17) aufzeigen und daher Orientierung böten, indem sie zur Kritik herrschender Lebensverhältnisse anregen und „unheilvolle Moral“ (Erlemann 2020, 24) aufdecken.

Die ethische Funktion von Gleichnissen liegt somit nicht etwa in der Begründung allgemeingültiger Prinzipien, sondern in der Erprobung und Bildung von Maximen. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter führt nicht zu einer abstrakten Regel („Hilf allen Bedürftigen“), sondern zu einer veränderten individuellen Perspektive: Wer ist mein Nächster? Welche Hilfe benötigt sie? Gleichnisse veranschaulichen moralische Unterscheidungen und schaffen jene Distanz, die Orientierung ermöglicht. Stegmaier beschreibt Orientierung als einen Prozess der Distanzierung:

„Die erste Unterscheidung, die die Orientierung machen muss, ist die Unterscheidung ihrer selbst von der Situation. [...] Erst aus der Distanz des Sich-Abhebens der Orientierung von der Situation ist ein ‚Sich-Einlassen‘ auf sie möglich“ (Stegmaier 2008, 152).

Gleichnisse schaffen also reflektierende Distanz zur eigenen Situation und eröffnen damit Erfahrungsräume, in denen sich moralische Haltun-

⁷ Nicht unterschlagen werden sollen hier die Berührungspunkte mit der „narrativen Ethik“, wie sie ausgehend von der theologischen Ethik etwa auch in den Bereichen der Medizin- und der Bioethik Anwendung findet. Die narrative Ethik stellt einer norm- und prinzipiengeleiteten Ethik eine Perspektive gegenüber, die moralisches Verstehen in der Auseinandersetzung mit Geschichten gewinnt – etwa mit in der Literatur vorgeführten Lebensmöglichkeiten oder, im klinischen Umfeld, mit realen Fallerzählungen von Erkrankten. Erzählungen sollen demnach helfen, schwierige Entscheidungssituationen in ihrer situativen und existenziellen Dimension zu erschließen (vgl. Joisten 2007; Mieth 1975).

gen bilden können. Gleichnisse – insbesondere biblische – lassen sich somit als Form figurativer Analogien verstehen, die eine narrative Form der Orientierung bietet, indem sie individuell die moralische Wahrnehmung schult. Das Gleichnis zielt also eher auf Selbstvergewisserung und die Formung moralischer Sensibilität. Seine Überzeugungskraft ist nicht diskursiv, sondern imaginativ – im Unterschied zum Analogieargument, das in der Rechtsprechung wie auch in der Ethik intersubjektive Nachvollziehbarkeit und argumentative Überzeugung anstrebt.

2.1 Analogieargumente und Orientierung im Recht: Präzedenzfälle im Common Law

Wenn Orientierung, wie Stegmaier betont, immer eine Form des Handelns und Entscheidens unter Unsicherheit ist, dann bietet das Recht ein besonders instruktives Beispiel für diesen epistemischen Modus. Denn auch juristische Urteilsbildung geschieht selten im Licht sicherer Wahrheiten. Die Anwendung des Rechts vollzieht sich vielmehr in einer Spannung zwischen Regel und Fall, zwischen Norm und Situation – und findet Orientierung, indem sie Analogien zieht. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als im *Common Law*, in dem der Präzedenzfall der zentrale Kern des Arguments ist.

Im *Common Law* entsteht Recht durch die Auslegung und Anwendung früherer Entscheidungen. Gerichte argumentieren, indem sie neue Fälle mit bereits entschiedenen vergleichen und prüfen, ob sie hinreichend ähnlich sind, um eine vergleichbare Entscheidung zu rechtfertigen. Cass Sunstein hat diese Form der Argumentation als die „most familiar form of legal reasoning“ bezeichnet (Sunstein 1993, 741). Der Präzedenzfall dient dabei nicht der Ableitung einer zwingenden Schlussfolgerung, sondern der Orientierung im noch Unbestimmten. Ein neuer Fall wird im Licht eines bekannten Falls beurteilt – oder mit Krämers Terminologie gesprochen: Das neue „Terrain“ wird mithilfe einer vorhandenen „Karte“ erschlossen.

Douglas Walton (2013, 126) gibt uns die folgende, sehr simple Form⁸ eines Analogiearguments in der juristischen Argumentation des *Common Law*:

Similarity Premise: Generally, case *C*₁ is similar to case *C*₂.

Base Premise: A is true (false) in case *C*₁.

Conclusion: A is true (false) in case *C*₂.

⁸ Hierbei handelt es sich um eine Rekonstruktion eines allgemeinen Argumenttyps. Es ist jedoch wichtig darauf hinzuweisen, dass Argumente, wie sie in Texten vorkommen oder vorgetragen werden, immer unterschiedliche Weise rekonstruiert werden können (Tentens, 2014, 38–41). Es gilt also immer zwischen dem Argument, wie es formuliert wird einerseits, und der philosophischen Rekonstruktion andererseits, zu unterscheiden. Diese Unterscheidung zu übersehen, wirft Govier (2002, 155) Bruce Waller vor. Mehr dazu im nächsten Abschnitt.

Die Orientierung, so könnte man verallgemeinert sagen, findet hier statt, indem ein bereits entschiedener Fall herangezogen wird, um einen zu entscheidenden Fall zu klären (vgl. McKay 1997, 56–57). Das primäre Analogat (oder *source*) ist dabei das bekanntere, vertrautere, mit dem das noch unbekannte sekundäre Analogat (oder *target*)⁹ verglichen wird. Das sichere Terrain eines bereits entschiedenen Falles wird genutzt, um davon ausgehend in einem noch unklaren Fall eine Klärung herbeizuführen. Ein neuer, zu beurteilender Fall (das *target* oder auch sekundäre Analogat, hier C2) wird im Licht eines bereits entschiedenen Falles beurteilt. Dieser Präzedenzfall (*source* oder primäres Analogat, hier C1) soll orientierend auf die Urteilsbildung einwirken.

Es kann aber nicht jeder beliebige Fall als Präzedenzfall herangezogen werden. Vielmehr muss er eine bestimmte Ähnlichkeit mit dem fraglichen Fall aufweisen, was hier durch die Ähnlichkeitsprämisse ausgedrückt wird. Doch die Prämisse, dass zwei Fälle ähnlich genug sind, um gleich behandelt zu werden, ist stets auslegungsbedürftig. Die Ähnlichkeit muss erst interpretiert werden – sie ist nicht einfach gegeben, sondern das Ergebnis einer argumentativen Aushandlung. Genau hier wird die Orientierung im juristischen Denken sichtbar: Die Entscheidung liegt nicht in der formalen Struktur des Arguments, sondern in der Bewertung der Relevanz von Ähnlichkeiten und Differenzen.

Doch was heißt relevante Ähnlichkeit?

Doch wie lässt sich diese Ähnlichkeit spezifizieren? Was heißt hier relevante Ähnlichkeit? Ein bekanntes Beispiel, das Walton diskutiert, ist der Fall *Popov vs. Hayashi*. Der Streit drehte sich um die Besitzrechte an einem Baseball, der bei einem *homerun* ins Publikum geschlagen wurde. Der Zuschauer Popov hatte ihn zunächst gefangen, ihn aber im Gedränge verloren; Hayashi hob den Ball schließlich auf. Um zu klären, wer rechtmäßiger Besitzer sei, griff das Gericht nicht auf frühere Baseballfälle zurück, sondern auf Fälle aus dem Jagdrecht, in denen es um das Erbeuten und Verlieren von Tieren ging. Auf den ersten Blick besteht kaum Ähnlichkeit zwischen dem Harpunieren eines Wals (wie etwa im Fall *Ghen vs. Rich*, der unter andere als einer der Präzedenzfälle herangezogen wurde) und dem Fangen eines Baseballs – und doch sah das Gericht eine strukturelle Parallele: In beiden Fällen geht es um den Moment des legitimen Erwerbs von Besitz, der durch äußere Eingriffe gestört wird.

⁹ Govier (1989) verwendet die Bezeichnungen *primary case* und *analogue*.

Walton unterscheidet hier zwischen oberflächlicher und tiefer Ähnlichkeit. Während oberflächliche Ähnlichkeiten auf sichtbaren Gemeinsamkeiten beruhen, bezieht sich tiefe Ähnlichkeit auf die argumentative Struktur, die den Fällen zugrunde liegt. Erst diese strukturelle Ähnlichkeit macht den Präzedenzfall relevant. Walton schreibt:

„it does not mean that the two cases appear to be similar in many respects [...]. It is only when you probe into them further, detect a sequence in how the concepts in each case are tied together in a template within the argumentation about the dispute at issue and see how this template affects the reasoning on each side that the similarity important for precedent emerges“ (Walton 2013, 135).

Die beiden Fälle müssen sich nicht in vielen Hinsichten ähneln – wie Walton (2013, 139) ergänzt –, sie müssen sich noch nicht einmal in allen *relevanten* Hinsichten ähneln. Sie müssen lediglich ein bestimmtes abstraktes Muster einer Kausalfolge gemein haben, um als Präzedenzfälle in Frage zu kommen.

Strittig war in dem besagten Fall *Popov vs. Hayashi* letztlich, wer der Besitzer des Baseballs war. Dies liegt daran, dass der Begriff des Besitzes aufgrund seines vielfältigen Vorkommens im Recht in seiner Bedeutung sehr kontextsensitiv ist. Er hat absichtlich keine enge, eindeutige Definition, um in all den unterschiedlichen Kontexten, in denen er passen muss, Anwendung finden zu können. Dies hatte zur Folge, dass selbst eine vom Richter engagierte Riege von Professoren nur ein uneinheitliches und teils widersprüchliches Gutachten vorlegten.

Der Präzedenzfall als eine Form reflexiver Orientierung

Damit ist der Präzedenzfall nicht einfach eine Anwendung der Vergangenheit auf die Gegenwart, sondern eine Form reflexiver Orientierung: Das Gericht justiert den normativen Rahmen anhand des neuen Falles, um ein Urteil zu finden, das zugleich kohärent und kontextangemessen ist. Es fällt ein Urteil darüber, ob es einen Fall als Präzedenzfall anerkennt. Und dies ist wiederum abhängig davon, welchen Fall die jeweilige Gegenseite präsentiert. Ob das Gericht also eine hinreichende strukturelle Ähnlichkeit als gegeben ansieht, ist nicht ausschließlich aus dem Verhältnis des zu entscheidenden Falls zum vorgeschlagenen Präzedenzfall zu beurteilen.

¹⁰ Eine einschlägige Erläuterung der unterschiedlichen Schlussmodi finden wir bei Charles S. Peirce. Bei einer Deduktion wird demnach von einer Regel (Alle Bohnen in diesem Sack sind weiß) und einem Fall (Diese Bohnen hier stammen aus diesem Sack) auf ein Resultat geschlussfolgert (Also sind diese Bohnen weiß). Bei der Induktion hingegen wird von einem Fall und einem Resultat auf eine Regel geschlossen (Diese Bohnen hier stammen aus diesem Sack; diese Bohnen hier sind weiß, also sind alle Bohnen in diesem Sack weiß). Bei der Abduktion wird von einer Regel und einem Resultat auf einen Fall geschlossen (Alle Bohnen in diesem Sack sind weiß, diese Bohnen hier sind weiß, also sind diese Bohnen hier aus diesem Sack). Es ist ersichtlich, dass Induktion und Abduktion eine gewisse Plausibilität haben, aber nicht zwingend sind, da auch andere Erklärungen möglich sind. So könnten wir bei der Induktion zufälligerweise bei unserer Stichprobe ausschließlich weiße Bohnen gezogen haben, während einige der verbliebenen Bohnen des Sacks (oder alle weiteren) rot sein könnten. Bei der Abduktion könnte neben unserem Sack unlängst ein weiterer Sack mit einem Loch gestanden haben, aus dem die vorgefundenen weißen Bohnen stammen. Solche Schlussformen werden als *ampliativ* bezeichnet, da durch die Schlussfolgerung der Erkenntnisgehalt gegenüber den Prämissen erweitert wird. Dies ist bei der Deduktion nicht der Fall. Der Erkenntnisgewinn wird folglich mit einem Maß an Unsicherheit erkaufte.

Der Präzedenzfall erfüllt also zwei Funktionen: eine stabilisierende und eine heuristische. Er stabilisiert, indem er Kohärenz im Rechtssystem wahrt; und er bietet heuristische Orientierung, indem er Anhaltspunkte für neue Entscheidungen liefert.

2.2 Analogieargumente in der Ethik

Wie die Jurisprudenz kann auch die Ethik insofern zu den normativen Disziplinen gerechnet werden, als sich beide mit der Begründung von Urteilen befassen. Und in beiden Sphären erfüllen Analogieargumente eine orientierende Funktion: Sie unterstützen die argumentative Begründung praktischer Urteile unter Bedingungen von Ungewissheit. Dass Ethik und Recht in dieser Hinsicht miteinander verwandt sind, zeigt sich auch historisch. Beispielsweise ist die Entstehung der modernen Bioethik in den USA sehr eng mit rechtlichen Denk- und Argumentationsformen verknüpft (vgl. Rothstein 2009). Beide Disziplinen stützen sich etwa auf die vergleichende Prüfung von Fällen. „Case law proceeds by analogy“, schreibt Hilde Lindemann Nelson, „as does a fair amount of bioethics, where one of its uses is to test the consistency of one’s principles“ (Nelson 1995, 130). Dass in der Literatur über ethische Analogieargumente besonders häufig Beispiele aus der Bioethik diskutiert werden, ist daher kaum zufällig.

An dieser Stelle sei nicht verschwiegen, dass Analogieargumente in der Ethik keineswegs unumstritten sind. Zwar herrscht weitgehender Konsens darüber, dass Analogieargumente in der Ethik eine wichtige Rolle spielen (vgl. Spielthener 2014). Doch welche Funktion sie genau haben, ist ebenso umstritten, wie ihr Status als Argumenttypus und damit zusammenhängend ihre Schlüssigkeit.

Während die einen (vgl. Waller 2001; Waller 2012) Analogieargumente – je nach Form – unter die Typen der deduktiven, der induktiven oder der abduktiven Argumente¹⁰ subsumieren, erkennen andere (vgl. Govier 1989; Govier 2002; Guarini 2004; Spielthener 2014) sie als eigenständigen Typus von Argumenten an. Dabei werden sie wie induktive und abduktive Argumente den *ampliativen* Argumenten zugeschlagen (vgl. Weitzenfeld 1984). Harald Wohlrapp spricht (in Bezug auf Stephen Toulmins Terminologie) von *analogisierenden* Schlussfolgerungen als „substantial arguments“, wenn die „Konklusion eine Gehaltserweiterung gegenüber dem, was in den Gründen enthalten ist, bringt“ (Wohlrapp 2021, 38–39). Allerdings wird dieser Erkenntnisgewinn mit einer Einschränkung der

Gültigkeit des Arguments erkaufte. Es muss zwischen der Gültigkeit eines Arguments, die sich ausschließlich auf die logische Validität bezieht, und der Schlüssigkeit eines Arguments unterschieden werden. Letztere erfordert über erstere hinaus auch noch die Wahrheit oder Richtigkeit der Prämissen.

Ich möchte nun einen genaueren Blick auf die Gültigkeit von Analogieargumenten in der Ethik werfen, weil sich ein Großteil der Kritik an Analogieargumenten genau darauf bezieht. Hierfür werfe ich einen Blick auf drei prominente Positionen. Bruce Waller zeigt, dass bestimmte Analogieargumente zwar gültig sind, aber nur deshalb, weil sie keinen eigenen Status haben, sondern „verdeckte“ Deduktionen sind. Trudy Goviers schlägt vor, sogenannten A-Priori-Analogieargumenten einen eigenen Status zuzugestehen, jedoch verbunden mit dem Manko, letztlich kein gültiges Argument zu haben. Georg Spielthener zeigt hingegen auf, wie Analogieargumente in der Ethik gültig sein können, ohne dabei in Deduktionen überführt zu werden und damit einen eigenständigen Status behalten. Allerdings ist damit die Schlüssigkeit dieser Argumente keineswegs garantiert.

Induktive Analogien stützen sich auf Erfahrung: Aus der Ähnlichkeit zweier empirischer Fälle wird eine wahrscheinliche Schlussfolgerung gezogen. Deduktive Analogien dagegen beruhen auf normativen oder begrifflichen Prämissen – sie sind logisch zwingend, sofern ihre Prämissen akzeptiert werden.

Die Bedeutung von Analogieargumenten

Für die Ethik sind, wie Waller betont, vor allem deduktive Analogien relevant. Ethik ist eine normative Disziplin; sie bezieht sich nicht bloß auf Erfahrungszusammenhänge, sondern auf Urteile darüber, was sein soll. In deduktiven Analogieargumenten wird deshalb eine normative Prämisse eingeführt, die eine Übertragung von einem Fall auf einen anderen erlaubt.

Zur Illustration bezieht sich Waller auf das berühmte Gedankenexperiment von Judith Jarvis Thomson, das nicht nur in der Debatte um das Recht auf Abtreibung zum paradigmatischen Beispiel geworden ist (vgl. Thomson 1971, 48–49), sondern auch den Diskurs über Analogieargumente durchzieht.¹¹ Thomson hält uns dazu an, uns vorzustellen, wir erwachten eines Morgens in einem Bett, Rücken an Rücken mit einem berühmten, bewusstlosen Violinisten, dessen Kreislauf mit unserem

¹¹ Dort kommen zwar unterschiedliche Beispiele zur Sprache, aber kein Exempel ist so häufig und ausführlich herangezogen worden wie Thomsons *Famous Violinist*. Um nur einige zu nennen, die auf dieses Beispiel rekurren: Govier 2002; Guarini 2004; Spielthener 2014; Waller 2001; Walton 2013.

eigenen verbunden ist, um ihn trotz einer Nierenerkrankung am Leben zu halten. „To unplug you would be to kill him“, erklärt der Arzt. „But never mind, it’s only for nine months.“ Die Frage lautet: Sind wir moralisch verpflichtet, diese Situation zu ertragen?

Thomson zieht dieses fiktive Beispiel als Analogieargument heran: So wie niemand moralisch verpflichtet sei, für neun Monate unfreiwillig das Leben eines Fremden zu erhalten, so sei auch eine Frau nicht moralisch verpflichtet, eine Schwangerschaft fortzusetzen. Das Beispiel zielt darauf, moralische Intuitionen freizulegen, nicht empirische Fakten zu ermitteln.

Ist die Analogie nur eine verdeckte Deduktion?

Gedankenexperimente dieser Art finden wir häufig in der Ethik, besonders in der anglo-amerikanischen, wie beispielsweise in den Schriften von Derek Parfit (2017), aber auch Philippa Foots *Trolley Dilemma* (vgl. Foot 1967) oder Michael Tooleys *Superkitten* (vgl. Tooley 1972) stehen in dieser Tradition, über Ethik nachzudenken. Es handelt sich immer um hypothetische Einzelfälle, die in ihren Umständen und Spezifitäten variiert, durchgespielt und ausprobiert werden.

Waller (Waller 2001, 201–202) rekonstruiert Thomsons Argument des *Famous Violinist* nun als *Deduktion*,¹² indem er annimmt, dass es Überlegungen enthalte, weshalb wir meinen das Recht zu haben, uns des Violinisten entledigen zu dürfen. Die Antwort darauf sei die Rückführung auf ein zugrundeliegendes moralisches Prinzip – etwa: „Niemand ist moralisch verpflichtet, das Leben eines anderen aufrechtzuerhalten, wenn dies eine unzumutbare Belastung bedeutet.“ Das Analogieargument ließe sich somit in eine deduktive Form überführen, die Schlussfolgerung erfolgt anhand der Subsumtion des Falls unter ein allgemeines Prinzip. Damit aber verliert das Argument seine Eigenständigkeit: Es wird zu einer Deduktion mit impliziter Prämisse. Für Waller sind Analogieargumente daher verkürzte oder enthymematische Deduktionen.¹³ Sie besitzen keine besondere epistemische Qualität – ihre Kraft stammt aus einem ungenannten Prinzip, das man offenlegen und prüfen muss.

Diese Reduktion auf Deduktion gibt dem Argument zwar formale Strenge – der Schluss wird gültig –, sie entzieht ihm aber zugleich jene heuristisch-abwägende Dimension, die für Orientierung zentral ist. Denn wenn die Analogie nur als verdeckte Deduktion gilt, dann bleibt kein Raum mehr für das, was Analogien im ethischen Denken eigentlich leis-

¹² Wallers (2001, 201) formale Rekonstruktion sieht wie folgt aus:

1. We both agree with case *a*.
2. The most plausible reason for believing *a* is the acceptance of principle C.
3. C implies *b* (*b* is a case that fits under principle C).
4. Therefore, consistency requires the acceptance of *b*.

¹³ Als Enthymem bezeichnet man in der Rhetorik Argumente, bei denen einzelne oder mehrere Prämissen nicht explizit gemacht werden, weil sie als bekannt oder akzeptiert vorausgesetzt werden.

ten: das Öffnen neuer Perspektiven, das Aufzeigen unerwarteter struktureller Ähnlichkeiten zwischen moralischen Situationen.

Mit Waller stimmt Trudy Govier nun zwar dahingehend überein, dass diese Art von Argument – wie sie in der Ethik häufig vorgebracht wird – nicht auf Erfahrung beruht, dies berechtige jedoch nicht dazu, im Umkehrschluss von deduktiven Analogieargumenten zu sprechen. In diesem Punkt widerspricht Govier Bruce Waller und schlägt vor, stattdessen besser von A-priori-Analogieargumenten zu sprechen, da ihre Rechtfertigung nicht von empirischen Tatsachen abhängt, sondern von der reflektierenden Prüfung relevanter Gemeinsamkeiten zwischen dem Primärfall und einem auch rein hypothetischen, imaginierten Analogiefall. Thomsons *Famous Violinist* ist für sie ein Beispiel eines solchen A-priori-Analogiearguments.

Eigenständige Werkzeuge moralischer Erkenntnis?

Govier argumentiert, dass Analogieargumente eine eigenständige epistemische Funktion erfüllen: Sie erweitern unser moralisches Verständnis, indem sie uns zwingen, unsere Urteile über bekannte Fälle auf neue Situationen zu übertragen und dabei die Konsistenz unserer moralischen Überzeugungen zu prüfen. Analogieargumente sind für sie also eigenständige Werkzeuge moralischer Erkenntnis, keine verkürzten Deduktionen. Sie machen sichtbar, was wir implizit bereits zu denken geneigt sind – ähnlich wie Stegmaiers Plausibilitäten das implizit Gegebene explizieren. Zwar sei es durchaus möglich, dass Analogieargumente wie das diskutierte sich tatsächlich als Deduktionen rekonstruieren ließen. Dafür bedürfe es jedoch weiterer Überlegungen, die nicht Teil des ursprünglichen Analogiearguments seien. Waller verwechsle eine mögliche, plausible Rekonstruktionsvariante des ursprünglich vorgetragenen Arguments mit dem Argument selbst, das in seiner Form noch unbestimmt sei (vgl. Govier 2002).

Damit rückt Goviers Position die Funktion von Analogieargumenten in die Nähe der Orientierung: Beide operieren mit Unsicherheit, beide arbeiten mit Plausibilität statt mit Wahrheit. Doch auch Goviers Position ist nicht frei von Problemen. Analogieargumente in dieser Form sind ampliativ – sie erweitern unser Wissen, ohne dabei Gewissheit zu garantieren. Damit sind sie anfechtbar. Der Schluss, dass sich zwei Dinge ähnlich verhalten, dass sie ähnlich zu beurteilen sind, ist ebenso täuschungsanfällig wie der Schluss darauf, dass alle Schwäne weiß seien, weil man bislang

nur solche beobachtet hat. Neue Einsichten oder veränderte moralische Kontexte können sie jederzeit revidieren. Dennoch bleibt ihr erkenntnistheoretischer Anspruch bestehen: Analogien sind für Govier keine bloßen rhetorischen Mittel, sondern genuine Formen moralischer Einsicht.

Georg Spielthener (2014) schlägt einen vermittelnden Ansatz vor. Auch für ihn sind Analogieargumente nicht notwendig deduktiv, doch er versucht, ihre formale Gültigkeit zu sichern, ohne ihre analogische Eigenart zu zerstören.

Spielthener geht dabei ebenfalls, wie Waller, davon aus, dass einfache Rekonstruktionen von Analogieargumenten oft enthymematisch sind – sie lassen eine Prämisse aus. Um sie gültig zu machen, ergänzt er die fehlende, implizite Prämisse: die der ethischen Äquivalenz zwischen den verglichenen Fällen. Sein formales Schema (Spielthener 2014, 865) lautet:

- (1) α ist u, v, w .
- (2) β ist x, y, z .
- (3) α ist P .
- (4) $\alpha \equiv \beta$.
- Daher: β ist P .

Das Argument wird damit formal gültig – aus der Äquivalenz von α und β folgt in Verbindung mit (3) logisch, dass das Prädikat P auch für β gilt. Doch die entscheidende Pointe liegt in der Art dieser Äquivalenz: Sie ist nach Spielthener nicht universal, sondern situativ. Sie ist gerade kein allgemeines Prinzip („ $\alpha \equiv \beta$ “ is not a general principle“) – dies würde den Schluss zu einer Deduktion machen. Die ethische Äquivalenz behauptet nur, dass die beiden verglichenen Fälle unter den gegebenen Umständen „on a par“ sind, d. h. denselben normativen Status haben (vgl. Spielthener 2014, 866). Spielthener betont, dass „ethische Äquivalenz“ immer ein normatives Bezugssystem erfordert. Das bedeutet: Ethische Äquivalenz ist also immer relativ zu einem gewählten normativen System (etwa utilitaristisch oder deontologisch) und zu konkreten Umständen. Es gibt keine allgemeine Regel, die bestimmt, wann zwei Fälle ethisch äquivalent sind¹⁴ – diese Äquivalenz muss jeweils im Diskurs hergestellt werden.

Damit ist der Schluss in Spieltheners Rekonstruktion zwar formal gültig, aber ob er auch schlüssig ist, hängt darüber hinaus von der Wahrheit der Prämissen ab. Und wir können uns gut vorstellen, dass die Prämissen

¹⁴ So, wie Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen erst festgestellt werden muss und nicht „zwischen“ diesen objektiv existiert, so ist auch die „ethische Äquivalenz“ das Ergebnis eines Urteils, einer Wahrnehmung o. a. durch ein Subjekt.

se der „ethischen Äquivalenz“ gerade aufgrund ihrer Abhängigkeit vom jeweiligen normativen Standard hoch kontrovers sein kann, was Spielthenner keineswegs abstreitet. Doch ein Analogieargument wäre damit nicht aufgrund seiner logischen Form anfechtbar, sondern aufgrund des epistemischen Gehalts seiner Prämissen (vgl. Spielthenner 2014, 871). Betrachtet man Spielthenners Schlusschema etwas genauer, so fällt auf, dass die Konklusion auch alleine aus den Prämissen (3) und (4) folgt. Die Prämissen (1) und (2) sind für die Konklusion nicht tragend.

Logisch korrekt, aber durch veränderte normative Perspektiven revidierbar

Spielthenner gibt uns folgendes Beispiel zur Illustration: Wir können (1) annehmen, dass der Konsum von Alkohol (α) neben anderen Eigenschaften die Eigenschaft u hat, schädlich zu sein, und (2), dass der Konsum von Cannabis (β) neben anderen Eigenschaften die Eigenschaft z hat, nicht schädlicher zu sein als der Konsum von Alkohol. (3) ist der Konsum von Alkohol erlaubt. Daraus könnten wir schlussfolgern, dass auch der Konsum von Cannabis erlaubt sein sollte. Doch dies ist keine notwendige Schlussfolgerung, sondern eine situative Plausibilität. Andere Gründe könnten dafür sprechen, Cannabiskonsum trotz einer vergleichbaren oder gar geringeren Schädlichkeit zu untersagen. Dennoch können (1) und (2) gemeinsam als argumentative Stütze für die Äquivalenz in Form einer Gleichbehandlung angeführt werden, ohne dass die Gleichbehandlung daraus zwingend folgt.

Die Prämissen (1) und (2) erfüllen somit die Funktion, die umstrittene Prämisse der „ethischen Äquivalenz“ zu stützen. Diese ist somit nicht beliebig behauptet, sondern basierend auf den in (1) und (2) angeführten Merkmalen, die vom Argumentierenden als relevant dafür erachtet werden, die ethische Äquivalenz im vorliegenden Fall unter den gegebenen Umständen zu behaupten. Der Schluss von (1) und (2) auf (4) ist nicht gültig (valide) (vgl. Spielthenner 2014, 867).

Damit ist Spielthenners Ansatz zugleich formal wahr und pragmatisch anwendbar: Formal, weil das Gesamtargument mit der eingefügten Prämisse gültig wird; pragmatisch, weil diese Prämisse selbst situativ und diskursabhängig bleibt. Er spricht daher von einem Argument, das zwar valide, aber nicht deduktiv ist.¹⁵ Es ist logisch korrekt, aber durch neue Informationen oder veränderte normative Perspektiven revidierbar.¹⁶

¹⁵ Julian Weitzenfeld (1984, 137) beschreibt einen etwas anderen Weg, der ebenfalls darauf abzielt valide zu sein, auch wenn die Prämissen häufig unsicher sind. Er erkennt die Nützlichkeit von Analogieargumenten an, auch wenn diese im strengen Sinne nicht schlüssig (*sound*) sind.

¹⁶ Wir könnten sagen, entweder wir belassen die Unsicherheit in der logischen Form, dann haben wir eine Konklusion der Form: „Wir sollten so oder so entscheiden.“ Oder wir verschieben die Unsicherheit in die Prämissen, dann können wir zu dem konditionalen Schluss kommen: „Wenn hier ethische Äquivalenz vorliegt, dann müssen wir so entscheiden.“

2.3 Kasuistik: Analogie und moralische Orientierung

Bisher habe ich mich auf einzelne Argumente bezogen. Doch Argumente stehen selten für sich; sie sind Teil größerer Argumentationsketten und Diskurse. Entsprechend soll in diesem Abschnitt der Übergang von der Mikroebene des ethischen Arguments zur Makroebene der ethischen Methodenreflexion vollzogen werden – zur Einbettung von Analogieargumenten in die Kasuistik.

Die Kasuistik, deren Wurzeln bis in die antike Rhetorik reichen und die über die mittelalterliche Theologie (etwa in der Beichtpraxis) eine lange Tradition besitzt, wurde in der Moderne weitgehend verdrängt. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfuhr sie eine Rehabilitierung – vor allem durch Albert R. Jonsen und Stephen Toulmin. Ihre Wiederentdeckung hängt mit dem Aufkommen der Bereichsethiken zusammen, insbesondere der Medizinethik, wo Praktikerinnen und Praktiker mit singulären, realen Fällen konfrontiert sind, die sich nicht eindeutig aus allgemeinen Prinzipien deduzieren lassen. Tom Beauchamp und James Childress reagierten darauf mit der Entwicklung sogenannter Prinzipien mittlerer Reichweite (vgl. Childress/Beauchamp 1979), während Jonsen (2005) für eine Rückkehr zur fallbasierten Urteilsbildung plädierte.

Kasuistisches Denken geht nicht vom Allgemeinen zum Besonderen, sondern umgekehrt: Es schreitet von einem konkreten Fall zu vergleichbaren Fällen. Wie im *Common Law* bildet der Vergleich von Fällen die Grundlage moralischer Orientierung. Dabei lassen sich drei Typen unterscheiden, die je nach Kontext als *source* oder *target* fungieren können:

- singulär-reale Fälle, wie sie in der medizinischen Praxis auftreten;
- typisiert-reale Fälle, die als abstrahierte, repräsentative Szenarien der anwendungsorientierten Ethik herangezogen werden;
- singulär-hypothetische Fälle, wie sie in Gedankenexperimenten auftreten.

Im *Common Law* wird von singulär-realen Fällen auf singulär-reale geschlossen; in der akademischen Ethik (etwa bei Thomson) von hypothetisch-singulären auf typisiert-reale; in der medizinischen Kasuistik dagegen ist das *target* singulär-real, während das *source case* meist ein typisiert-realer Fall ist – ein paradigmatisches Muster, das Orientierung bietet, ohne deduktiv zu determinieren.

Erik Weber und Qianru Wang (2023) beschreiben den kasuistischen Prozess als dreistufig: Zunächst wird eine *initial similarity* festgestellt, eine einfache Ähnlichkeit, die die Vergleichbarkeit überhaupt ermöglicht. Sodann folgen erklärende Argumente (*explanatory arguments*), d. h. solche, die erläutern, warum das moralische Urteil im *source case* gerechtfertigt ist, und übertragende Argumente (*projective arguments*), die begründen, inwiefern das Urteil auf den *target case* übertragbar sein könnte. Erst in dieser Phase treten Prinzipien auf den Plan, nicht als deduktive Fundamente, sondern als erklärende Bezugspunkte. In einer dritten Phase werden schließlich positive und negative Analogien gegeneinander abgewogen, um zu klären, welche moralisch relevant sind. So zeigt sich, dass auch im kasuistischen Denken Prinzipien eine Rolle spielen – jedoch nicht als Ausgangspunkte, sondern als Mittel der Reflexion im Fortgang des Diskurses.

Prinzipien als Mittel der Reflexion

Ein paradigmatisches Beispiel geben Weber und Wang mit dem Fall der Organentnahme bei anenzephalen Neugeborenen. Die Befürworter der Entnahme argumentieren analog zum Fall hirntoter Personen, während die Gegner den Vergleich mit nicht lebensfähigen Föten ziehen. Beide Seiten erkennen eine *simple similarity* an – beide Fälle betreffen den Umgang mit Leben an der Grenze seiner Definition –, unterscheiden sich aber in der Bewertung der *deep similarity*, also der strukturell relevanten Merkmale. Erst durch argumentative Abwägung wird entschieden, welche Analogien moralisch tragfähig sind.¹⁷

Wenn man im Anschluss an Stegmaier Ethik als eine Form des Orientierens unter Unsicherheit versteht, dann wird hier deutlich: Auch in der Kasuistik beruht Orientierung nicht auf Gewissheit, sondern auf Plausibilität. Die einzelnen Phasen kasuistischer Argumentation – die Feststellung von Ähnlichkeiten, deren explanatorische Begründung und die abschließende Abwägung – sind allesamt anfechtbar: Jede kann durch neue Informationen oder normative Neubewertungen revidiert werden. Die Rationalität der Kasuistik liegt nicht in der logischen Notwendigkeit, sondern in der dialogischen Aushandlung von Plausibilität.

Im Lichte dieser Struktur lässt sich Jonsens Ansatz als ethisch reflektierte Praxis moralischer Urteilskraft verstehen. Ärztinnen und Ärzte müssen in singular-realen Situationen entscheiden; sie benötigen keine Prinzipien im deduktiven Sinn, sondern Orientierung im Umgang mit not-

¹⁷ Entsprechend unterscheidet auch Walton (2013, 145) zwischen einer einfachen und einer komplexeren Argumentstruktur. Die einfache Form lautet: Wenn zwei Fälle ähnlich sind und in einem Fall eine bestimmte Schlussfolgerung gilt, sollte sie auch im anderen gelten. Diese einfache Struktur wirkt häufig bereits durch den psychologischen Eindruck von Ähnlichkeit überzeugend, obwohl die kritische Auseinandersetzung mit möglichen Unterschieden noch aussteht (vgl. Walton 2013, 142). Die komplexe Variante erlaubt hingegen, dass Fälle in bestimmten Hinsichten ähnlich, in anderen verschieden sind, und behauptet, dass die Ähnlichkeiten die Unterschiede überwiegen müssen (vgl. Walton 2013, 145).

wendiger Abwägung. Kasuistik ist daher weniger eine Theorieanwendung als eine Praxis der Klugheit (*phronesis*): Sie verbindet Erfahrung mit Reflexion und gewinnt so situativ angemessene Urteile. Die akademische anwendungsorientierte Ethik, wie sie Weber und Wang rekonstruieren, operiert hingegen mit typisiert-realen Fällen. Ihr Ziel ist nicht die Entscheidung in einer konkreten Situation, sondern die Entwicklung intersubjektiv nachvollziehbarer Argumentationsmuster. Hier zeigt sich eine enge Verwandtschaft zur theoretischen Ethik von Govier und Waller, die mit hypothetisch-singulären Fällen arbeiten, um moralische Intuitionen zu prüfen. Während dort die Hypothese heuristisch auf ein typisiertes *target* bezogen wird, verläuft die kasuistische Argumentation zwischen realen und typisierten Fällen – stets auf der Suche nach orientierender Plausibilität.

Epistemisch bescheiden, aber praktisch unentbehrlich

So ergibt sich eine Stufenfolge von Analogieargumenten in der Ethik:

- Die moralische Praxis (Jonsen) bezieht sich auf singulär-reale Fälle.
- Die angewandte Ethik (Weber/Wang) arbeitet mit typisiert-realen Fällen.
- Die theoretische Ethik (Govier/Waller) nutzt hypothetisch-singuläre Fälle.

Allen drei Ebenen ist gemeinsam, dass ihre Schlussformen ampliativ und anfechtbar sind: Sie liefern Orientierung, aber keine notwendigen Vergleichskriterien. Analogieargumente sind Instrumente kontextabhängiger Urteilsbildung – epistemisch bescheiden, aber praktisch unentbehrlich für die Plausibilitätsprüfung.

2.4 Graduelle Bewertung von Analogieargumenten

Analogieargumente unterscheiden sich von deduktiven Schlüssen dadurch, dass sie keine binären Geltungsansprüche erheben. Sie sind nicht binär entweder gültig oder ungültig, sondern mehr oder weniger überzeugend. Ihre Stärke variiert graduell – zum einen abhängig davon, wie relevant und gewichtig die Ähnlichkeiten zwischen *source* und *target* eingeschätzt werden (vgl. Guarini 2004, 159). Dabei können sowohl die Ver-

bindung zwischen Prämissen und Schlussfolgerung als auch die Prämissen selbst unterschiedlich stark wirken. Entscheidend ist das Verhältnis von Ähnlichkeiten und Differenzen: „The source of varying degrees of strength in analogies comes from the relative weight of the similarities and differences“ (Guarini 2004, 160–161).

Ein starkes Analogieschlussverfahren liegt also – wie auch bei den Präzedenzfällen – nicht einfach dann vor, wenn zwei Fälle viele Ähnlichkeiten aufweisen, sondern wenn diese Ähnlichkeiten relevant sind für die moralische Beurteilung (vgl. Waller 2012, 185). Analogieargumente sind keine Beweise, sondern, wie Waller in Bezug auf induktive Analogieschlüsse formuliert, „a fairly good bet“ (Waller 2012, 184).

Wie aber lassen sich solche Relevanzen bestimmen? Eine allgemein anerkannte Bewertungsregel existiert nicht und auch Marcello Guarini konstatiert nur, dass sich Analogieschlüsse in ihrer Stärke unterscheiden, ohne uns ein Maß für die Relevanz an die Hand zu geben.

Doch auch wenn wir kein quantitatives Maß haben, so können wir versuchen, den Relevanzbegriff präziser zu fassen. Ich kann an dieser Stelle nur die Richtung skizzieren, in die die Bewertung der Stärke von Analogieargumenten¹⁸ gehen könnte. Dazu könnte man zumindest teilweise an das holistische Modell eines Netzes oder Systems von Überzeugungen anschließen, wie es Willard v. O. Quine postulierte (vgl. Quine/Ullian 1978). Eine Analogie wäre dann umso stärker, je harmonischer sie sich in ein System bereits akzeptierter normativer Überzeugungen einfügt und diese zugleich vertieft. Die Stärke in Form von Plausibilität eines Analogiearguments ergibt sich damit nicht aus seiner inneren Struktur, sondern aus seiner Integrationstiefe in ein Geflecht moralischer Annahmen.¹⁹ Sie ist abhängig davon, wie gut er sich in ein bestehendes Überzeugungsnetzwerk integrieren lässt. Relevanz bedeutet hier, es geht um die Faktoren, die, wenn sie sich verändern, nach Ansicht der Person einen Einfluss auf die Entscheidung haben oder nicht, diese modulieren, oder nicht.

Folgen wir Spielthenners Rekonstruktion, dann betrifft dies insbesondere die Prämisse der ethischen Äquivalenz. In der Rekonstruktion des gesamten kasuistischen Prozesses nach Weber und Wang betrifft dies die Prämissen in den explikativen und projektiven Argumenten, aber auch die ampliativen Schlussfolgerungen in diesen. Abhängig ist die Stärke von einzelnen Analogieargumenten und ganzen Argumentation dann davon, von wie vielen anderen Überzeugungen sie gestützt werden (Tiefe der Integration) und wie widerspruchsfrei sie integriert werden können (Stärke der Integration).

¹⁸ Die Stärke ganzer Argumentationen könnte sich auf ähnliche Weise bestimmen lassen.

¹⁹ Dies lässt sich sowohl auf der Ebene von Individuen als auch auf kollektiver Ebene bestimmen, wenn es darum geht die intersubjektive Stärke von Analogieargumenten zu bestimmen.

Dieses Netz ist jedoch nicht stabil, sondern dynamisch. Chris Kaposys Analyse der Abtreibungsdebatte zeigt, dass verschiedene Diskursteilnehmerinnen und -teilnehmer auf unterschiedliche Analogien zurückgreifen und diese für plausibel und überzeugend erachten, je nachdem, in welches Überzeugungsnetz sie eingebettet sind: Der eine sieht den Fötus als „one of us“, der andere als „nonconscious entity like a plant“ (Kaposy 2012, 86). Diese Analogiepräferenzen spiegeln keine Willkür, sondern unterschiedliche epistemische Ausgangspunkte wider. Sie erklären, warum Analogieargumente nicht automatisch Konsens stiften – weil sie von verschiedenen Überzeugungssystemen aus unterschiedlich plausibel erscheinen.

Überzeugungsnetzwerke sind modifizierbar.

Doch dieser Pluralismus bedeutet keine Beliebigkeit. Überzeugungsnetzwerke sind nicht nur durch Erfahrungen modifizierbar, sondern auch durch Argumente, und Argumentieren heißt, sie aufeinander zu beziehen und zu koordinieren.²⁰ So wie Stegmaiers Orientierung immer revidierbar ist, bleibt auch die Stärke einer Analogie dynamisch – abhängig von diskursiven Neujustierungen im Überzeugungsnetz. Analogieargumente können in diesem Prozess Brücken schlagen: Sie verbinden zunächst unvereinbare Perspektiven, indem sie neue Vergleichshorizonte eröffnen und bestehende Überzeugungen in Beziehung setzen. Ihre Stärke liegt nicht in logischer Notwendigkeit, sondern in der Fähigkeit, Orientierung durch Plausibilität zu schaffen – und diese Orientierung im Diskurs fortzuschreiben. Sie machen deutlich, dass „ethische Äquivalenz“ kein objektiver Befund ist, sondern das Ergebnis eines orientierenden Vergleichs, der jeweils neu begründet, geprüft und gegebenenfalls revidiert werden muss. Konkret bedeutet dies, dass Analogieargumente – etwa in der Praxis der Ethikberatung – immer wieder kritisch reflektiert werden müssen. Mögliche Kontrollfragen für einen verantwortungsvollen Umgang mit Analogieargumenten könnten hier beispielsweise sein: Welche Eigenschaften der verglichenen Fälle werden als ähnlich hervorgehoben – und welche bleiben ausgeblendet? Sind die als relevant gesetzten Gemeinsamkeiten normativ tragfähig? Welche Unterschiede zwischen den Fällen könnten moralisch ebenso bedeutsam sein wie die behaupteten Ähnlichkeiten? Aus welcher Perspektive wird die Analogie konstruiert, und welche Perspektiven fehlen? Welche Handlungsoptionen werden durch die Analogie nahegelegt – und welche werden dadurch verdeckt?

²⁰ Zumindest ist dies die Voraussetzung, um sinnvoll von einem Diskurs sprechen zu können.

Fazit

Wenn wir uns in der Welt des Moralischen bewegen, so bewegen wir uns, wie Werner Stegmaier sagt, im Feld des Ungewissen. Orientierung ist hier kein Zustand, sondern ein Prozess des Sich-Zurechtfindens unter Bedingungen der Vorläufigkeit. Der Orientierungsbegriff, ursprünglich der räumlichen Navigation entlehnt, erweist sich als fruchtbare Denkfigur für das ethische Urteilen selbst. Ethik ist – dies hat sich im Verlauf gezeigt – nicht bloß eine Theorie moralischer Orientierung, sondern eine Praxis des Orientierens. Sie operiert im Modus der Plausibilität, nicht der Gewissheit; sie sucht Anhaltspunkte, keine Letztbegründungen.

Diese epistemische Bescheidenheit teilt sie mit der Struktur analogischen Schließens. Analogien ermöglichen Urteile unter Unsicherheit, indem sie Ähnlichkeiten aufzeigen, wo Identitäten fehlen. Ihre Stärke liegt nicht in logischer Notwendigkeit, sondern in der Fähigkeit, Sinnzusammenhänge herzustellen und Diskurse zu vermitteln.

Auf unterschiedlichen Ebenen der moralischen Reflexion zeigen sich verschiedene Typen solcher Analogien: Im *Common Law* werden singulär-reale Fälle miteinander verglichen; die Analogie dient hier der Stabilisierung und heuristischen Fortbildung eines normativen Systems. In der Kasuistik, insbesondere bei Jonsen, ist das Ziel die Orientierung in singulär-realen medizinischen Entscheidungssituationen – eine Praxis der *phronesis*, die aus Erfahrung und Vergleichskraft schöpft. Die akademische Ethik schließlich, wie bei Govier oder Waller, operiert mit hypothetisch-singulären Fällen, um typisiert-reale Fälle zu beleuchten und moralische Intuitionen zu prüfen.

Gemeinsam ist all diesen Formen, dass sie ampliativ sind: Sie erweitern das moralische Verständnis, ohne es deduktiv zu begründen. Die Schlussfolgerung aus einer Analogie ist stets anfechtbar – sie kann revidiert, vertieft, verworfen werden. In dieser Beweglichkeit liegt jedoch kein epistemischer Mangel, sondern die Bedingung ihrer Fruchtbarkeit: Analogieargumente sind Denkformen, die Orientierung stiften, wo Gewissheit nicht erreichbar ist.

Dass ihre Überzeugungskraft graduell ist, verweist auf die Relationalität ethischer Rationalität selbst. Analogieargumente entfalten ihre Stärke durch ihre Einbindung in Überzeugungsnetzwerke: Je kohärenter sie sich in bestehende normative Strukturen integrieren, desto plausibler erscheinen sie. Wo Diskursteilnehmerinnen und -teilnehmer unterschiedliche Analogien bevorzugen, verweisen diese Differenzen auf verschie-

dene epistemische Ausgangspunkte – nicht auf Beliebigkeit, sondern auf die Vielstimmigkeit ethischer Erfahrung. Argumentation wird so zur Koordination von Überzeugungsnetzwerken, zum gemeinsamen Ringen um Orientierung im moralischen Raum.

Die Gleichnisse schließlich führen diese Struktur in eine andere Sphäre: Sie sind figurative Analogien, deren Ziel nicht primär argumentative Überzeugung, sondern imaginative Einübung ist. Sie lehren, moralisch zu sehen – und gerade dadurch Orientierung zu gewinnen, wo Regeln versagen. Gleichnisse sind somit Analogieformen ohne Begründungsanspruch, deren Funktion in der Sinnbildung liegt. Daher kann es bei ihnen genügen, auf der Ebene der „einfachen Analogie“ zu verbleiben – jener Ebene, die bereits durch die intuitive Kraft von Ähnlichkeit überzeugt, ohne dass eine argumentative Prüfung nötig wird. In Gleichnissen wird nicht diskutiert, sondern gedeutet. Sie dienen nicht der logischen, sondern der hermeneutischen Orientierung des und der Einzelnen.

So zeigt sich in der Zusammenschau: Ethik ist nicht die Wissenschaft der Orientierung, sondern eine Praxis des Orientierens am Ähnlichen. Sie verbindet die epistemische Bescheidenheit der Plausibilität mit der moralischen Ernsthaftigkeit des Urteilens. Analogieargumente – ob rechtlich, kasuistisch, theoretisch oder narrativ – bilden die innere Grammatik dieses Orientierens: Sie halten das Denken beweglich, die Urteile revidierbar und die Moral lebendig.

Literatur

- Bhatti, A. / Kimmich, D. (2021), Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma, Göttingen: Wallstein.
- Borges, J. L. (1970), Von der Strenge der Wissenschaft, in: Sämtliche Erzählungen. Einmalige Sonderausgabe. Hg. v. K. A. Ü. Horst, München: Hanser, 346.
- Buchheim, T. (1997), Ähnlichkeit und ihre Bedeutung für die Identität der Person in Max Schelers „Wertethik“, Phänomenologische Forschungen 2, 2, 245–258.
- Childress, J. F./ Beauchamp, T. L. (1979), Principles of biomedical ethics, Oxford: Oxford University Press.
- Erlemann, K. (2020), Gleichnisse. Theorie – Auslegung – Didaktik, Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Foot, P. (1967), The problem of abortion and the doctrine of double effect, Oxford Review 5, 55–15.
- Goodman, N. (1972). Seven strictures on similarity, in: ders., Problems and projects, Indianapolis: Bobbs-Merrill, 437–447.
- Govier, T. (1989), Analogies and missing premises, Informal logic 11, 3, 141–152.
- Govier, T. (2002), Reply – Should a priori analogies be regarded as deductive arguments?, Informal Logic 22, 155–157.
- Guarini, M. (2004) A Defense of Non-deductive Reconstructions of Analogical Arguments (AILACT Essay Competition Winner), Informal Logic 24, 153–168.
- Jülicher, A. (1910). Die Gleichnisreden Jesu im Allgemeinen. Erster Teil, Tübingen: Mohr Siebeck, 2. Aufl.
- Joisten, K. (Hg.) (2007), Narrative Ethik. Das Gute und das Böse erzählen, Berlin: Akademie Verlag.
- Jonsen, A. R. (2005), Kasuistik. Eine Alternative oder Ergänzung zu Prinzipien, in: Rauprich, O. / Steger, F. (Hg.), Prinzipienethik in der Biomedizin, Frankfurt a. M.: Campus, 146–162.
- Kant, I. (2017) [1786], Was heißt: sich im Denken orientieren?, Norderstedt: Hanse.
- Kaposy, C. (2012), Two Stalemates In The Philosophical Debate About Abortion And Why They Cannot Be Resolved Using Analogical Arguments, Bioethics 26, 2, 84–92. DOI: 10.1111/j.1467-8519.2010.01815.x.
- Krämer, S. (2012), Karten erzeugen doch Welten, oder?, Soziale Systeme 18, 1–2, 153–167. DOI: 10.1515/sosys-2012-1-209.
- Krämer, S. (2018), ›Kartographischer Impuls‹ und ›operative Bildlichkeit‹. Eine Reflexion über Karten und die Bedeutung räumlicher Orientierung beim Erkennen, Zeitschrift für Kulturwissenschaften 12, 19–32. DOI: 10.14361/zfk-2018-120105.
- McKay, T. J. (1997), Analogy and Argument, Teaching Philosophy 20, 49–60.
- Mauthner, F. (1921). Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band: Zur Sprache und zur Psychologie, Stuttgart/Berlin: J.G. Cotta.

- Mieth, D. (1975), Narrative Ethik, *Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie* 22, 297–326.
- Munzinger, P. (2025), Verzernte Weltkarten. Afrika fordert seine wahre Grösse zurück, *Tagesanzeiger*, 20. Aug. 2025, <https://www.tagesanzeiger.ch/verzernte-weltkarten-afrika-fordert-seine-wahre-groesse-zurueck-689809734264> [10.10.2025].
- Nelson, H. L. (1995), Dethroning Choice. Analogy, Personhood, and the New Reproductive Technologies, *Journal of Law, Medicine & Ethics* 23, 129–135. DOI: 10.1111/j.1748-720X.1995.tb01342.x.
- Parfit, D. (2017), Personen, Normativität, Moral. Ausgewählte Aufsätze, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Quine, W. V. O. (1969), Natural kinds, in: Rescher, Nicholas (Hg.), *Essays in honor of Carl G. Hempel. A tribute on the occasion of his sixty-fifth birthday*, Dordrecht: Springer, 5–23.
- Quine, W. V. O. (1969), *Ontological relativity and other essays*, New York/London: Columbia University Press.
- Quine, W. V. O. / Ullian, J. S. (1978), *The web of belief*, New York: Random House.
- Rothstein, M. A. (2009), The role of law in the development of American bioethics, *Journal International de Bioéthique* 20, 73–84; 110–111. DOI: 10.3917/jib.204.0073.
- Sommer, M. (2002), *Suchen und Finden. Lebensweltliche Formen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Spielthener, G. (2014), Analogical reasoning in ethics, *Ethical theory and moral practice* 17, 861–874.
- Stegmaier, W. (2008), *Philosophie der Orientierung*, Berlin: De Gruyter.
- Sunstein, C. R. (1993), On analogical reasoning, *Harvard Law Review* 106, 741–791.
- Tetens, H. (2014), *Philosophisches Argumentieren. Eine Einführung*, München: C. H. Beck, 4. Aufl.
- Thomson, J. J. (1971), A Defense of Abortion, *Philosophy & Public Affairs* 1, 47–66.
- Tooley, M. (1972), Abortion and Infanticide, *Philosophy & Public Affairs* 2, 37–65.
- Waller, B. N. (2001), Classifying and analyzing analogies, *Informal logic* 21, 199–218.
- Waller, B. N. (2012), *Critical thinking. Consider the verdict*, Boston: Pearson, 6. Aufl.
- Walton, D. (2013), *Methods of argumentation*, New York: Cambridge University Press.
- Weber, E. / Wang, Q. (2023), The structure of analogical reasoning in bioethics, *Medicine, Health Care and Philosophy* 26, 69–84. DOI: 10.1007/s11019-022-10123-x.
- Weitzenfeld, J. S. (1984), Valid Reasoning by Analogy, *Philosophy of Science* 51, 137–149.
- Wohlrapp, H. (2021), *Der Begriff des Arguments. Über die Beziehungen zwischen Wissen, Forschen, Glauben, Subjektivität und Vernunft*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 3. überarbeitete Aufl.